

Bernardin Schellenberger

© 2005

Wo bin ich zuhause?

Vom Wunsch, anzukommen

„Kirche um Sieben“ am 30. Januar 2005 in der Michaelskirche in Waiblingen

„Wo bin ich zuhause?“, oder schwäbischer: „Wo bin ich daheim?“ Zu diesem Thema bin ich eingeladen worden, heute etwas zu sagen, und so stehe ich jetzt hier.

Das ist eine merkwürdige, paradoxe Situation. Sie alle haben an diesem kalten Winterabend Ihre warmen, gemütlichen Wohnungen verlassen und sind hierher gekommen. Und ich habe es genauso gemacht und bin von Stuttgart hergefahren.

Wir sind alle von daheim weggegangen, sitzen jetzt hier in der Kirche und beschäftigen uns mit der Frage, wo wir daheim sind.

Warum gehen wir nicht einfach gleich wieder heim, dann ist das Thema ohne viele Wörter geschwätzt?

Soweit ich sehe, steht jetzt niemand auf und geht. Mit Recht natürlich. Die Geschichte mit dem Daheimsein ist ja in Wirklichkeit komplizierter. Das wissen wir nur zu gut. Wenn man äußerlich, mit dem Körper, daheim in den eigenen vier Wänden sitzt, ist noch lange nicht gesagt, dass man mit Kopf, Herz, Sehnsucht *daheim* ist, geschweige denn das Gefühl hat, endgültig *angekommen* zu sein. Das dürfte der Grund sein, weshalb viele von uns, sobald sie ein Wochenende lang daheim sind, gleich wieder eine Reise planen oder ins Auto steigen, oder wenigstens per Telefon, Internet, Fernseher oder Radio aus dem Haus gehen. Ein Philosoph hat gesagt, genau genommen ziele alles, was wir Menschen tun, darauf ab, endgültig glücklich daheim anzukommen. Aber kaum sind wir daheim, ist es doch nicht das wahre, endgültige Glück und wir werden wieder ruhelos.

Ich möchte mich jetzt mit Ihnen etwas genauer auf diese Zwiespältigkeit in unserem Leben einlassen: das Nichtdaheimsein im Daheimsein und das Daheimsein im Nichtdaheimsein. Das will ich anhand einer Geschichte aus dem Matthäus-Evangelium tun. Dazu lese ich zunächst die erste Hälfte der Geschichte vor und sage einiges darüber. Darauf folgt ein Zwischenspiel, und dann kommt die zweite Hälfte der Geschichte. Also hier die erste Hälfte, Matthäus 14, Verse 22 bis 24:

**Jesus trieb seine Jünger an, in ein Boot zu steigen
und an das andere Ufer vorauszufahren.
Er selbst stieg auf den Berg, um allein zu beten.
Spät am Abend war er immer noch allein auf dem Berg.
Das Boot aber war schon viele Stadien vom Land entfernt
und wurde von den Wellen hin und her geworfen;
denn sie hatten Gegenwind.**

Hier ist mit wenigen Strichen unsere Grundsituation und unser Lebensgefühl treffend ins Bild gebracht:

Wir sitzen wie in einem Boot und fahren an ein anderes, uns noch unbekanntes Ufer. Jesus – die Verkörperung des Sinnes und Zieles unseres Lebens – ist nicht in dem Boot. In dieses Boot hat er, wie es im griechischen Text wörtlich heißt, seine Jünger „getrieben“, „gezwungen“. Er selbst ist „auf den Berg“ gestiegen.

Matthäus schreibt hier, wie auch an der Stelle, wo Jesus seine „Bergpredigt“ verkündet, ausdrücklich nicht, er sei auf „*einen* Berg“ gestiegen (wie das oft übersetzt wird). Nein, er schreibt, dass er auf „*den* Berg“ gestiegen sei. Er spielt damit ausdrücklich auf den Sinai an, den Berg, auf dem Jahwe, die ewige Gegenwart und Heimat, aus der Wolke heraus erschienen war. Dorthin hat sich Jesus wieder zurückgezogen: in die Wolke, ins Unsichtbare, Ungreifbare; ins Daheimsein bei seinem Vater.

Die Jünger dagegen sind weit vom sicheren, tragenden Grund, vom Festland entfernt, werden im Boot von den Wellen hin und her geworfen, haben Gegenwind und es wird Nacht, zappenduster.

Darin, in dieser Situation, finden wir uns als Menschen, als Christen vor. Das ist faktisch unser Ort, unser Zustand. Wir spüren – in unserer Zeit ganz besonders -, dass wir keinen festen Boden unter den Füßen haben und meistens nicht einmal die Sterne sehen, um uns zu orientieren.

Unsere Vorfahren im Glauben haben das zeitweise genauso empfunden, vor allem im turbulenten 1. Jahrtausend mit seinen Völkerwanderungen und endlosen Kriegen. Sie brachten das in der Art zum Ausdruck, wie sie ihre Kirchen bauten. Bis heute hat sich in unserer Sprache die Formulierung erhalten, dass Sie alle hier unten „im

Kirchenschiff“ sitzen. Und ich stehe hier sozusagen auf der Kommandobrücke des Schiffs, allerdings verkehrt herum. Ich müsste in die gleiche Richtung wie Sie schauen, nämlich nach vorn.

Die alten Kirchen wie hier die ehrwürdige Michaelskirche sind als Weg-Kirchen gebaut. Das kann man heute noch deutlich nachempfinden, vor allem, wenn man am hellen Tag langsam vom Hauptportal aus durch den Mittelgang nach vorn geht und die Veränderung des Lichts auf sich wirken lässt. Man schreitet einen spirituellen Weg ab, in immer mehr Licht hinein.

Der Gottesdienst wurde als *statio* verstanden, als kurzes Stehenbleiben für eine Momentaufnahme auf der gemeinsamen Lebenswanderung ins Unbekannte. Deshalb sind unsere Kirchenbänke bis heute so unkommunikativ angeordnet. Wir schauen einander nicht an, sondern sind alle nach vorn ausgerichtet, in Marschrichtung. An der Spitze stand der Zelebrant, ebenfalls mit Blick nach vorn. Im ersten Jahrtausend war man sich noch dessen bewusst, dass man fast gar nichts voraussehen konnte vom Ziel, von der Heimat. Deshalb gab es vorne nur kleine Fenster, die das vom Osten her aufbrechende Licht mehr ahnen ließen als zeigten. Später meinte man immer mehr vom Ziel zu wissen und zeigen zu müssen. Darum fing man an, die Fenster immer größer und bunter zu machen; im Barock führte man schließlich bereits vor den Fenstern ein ganzes himmlisches Theater vor Augen. Man fühlte sich im Glauben nicht mehr unterwegs, sondern schon so gut wie daheim.

Aus dem Kirchenschiff wurde die Kirchenburg von Glaubens-Sicheren. So konnte in den Kirchenkämpfen des 19. Jahrhunderts schließlich jemand dichten:

„Ein Haus voll Glorie schauet / weit über alle Land,
aus ew'gem Stein erbauet / von Gottes Meisterhand. ...

Wohl tobet um die Mauern / der Sturm in wilder Wut,
das Haus wird's überdauern, / auf festem Grund es ruht.“

Das haben die Katholiken noch bis in die 1960er Jahre geschmettert.

Aber dann sind die Sicherheiten ziemlich schnell zerborsten.

1963 entstand das Lied:

„Ein Schiff, das sich Gemeinde nennt, fährt durch das Meer der Zeit.

Das Ziel, das ihm die Richtung weist, heißt Gottes Ewigkeit.

Das Schiff, es fährt vom Sturm bedroht durch Angst, Not und Gefahr,

Verzweiflung, Hoffnung, Kampf und Sieg, so fährt es Jahr um Jahr.

Und immer wieder fragt man sich: Wird denn das Schiff bestehn?

Erreicht es wohl das große Ziel? Wird es nicht untergehn?“

In der 2. Strophe folgt der Appell:

„Im Schiff, das sich Gemeinde nennt, muss eine Mannschaft sein,
sonst ist man auf der weiten Fahrt verloren und allein.

Ein jeder stehe, wo er steht, und tue seine Pflicht;

wenn er sein Teil nicht treu erfüllt, gelingt das Ganze nicht.“

- Heimat also, Glaubens-Heimat wenigstens an Bord der Gemeinde wird da besungen. Und es heißt: Einsatz, Leute! Oder: Kuschneln wir uns zusammen.

Dann schaffen wir uns eine Insel der Sicherheit und Wärme in einer kalten, stürmischen Welt.

- Wenn's denn gelingen würde, wenn's denn wahr wäre!

Doch, zum Glück sind christliche Gemeinden immer noch Heimat für viele Mühselige und Beladene, Zentren, wo sich Menschen im Glauben engagieren, und sie bleiben das hoffentlich auch. Aber trotzdem spüren wir allenthalben: Sie werden heutzutage eher zu Tankstellen von Reisenden, als dass sie noch geschlossene warme Nester wären. Es scheint eher wieder so wie in der Geschichte bei Matthäus zu sein: Jesus treibt seine Jünger in ein schwankendes Boot, steigt nicht mit hinein, sondern auf seinen Berg, und lässt sie ganz schön allein in der Nacht auf den Wellen. Von wegen Geborgenheit und Sicherheit!

Ende der 1960er Jahre, als die Sicherheiten zu zerbröseln begannen, entstand das Musical „Anatevka“ über eine kleine jüdische Gemeinde in Russland. Darin singt einer, sie fühlten sich alle wie ein „Fiddler on the Roof“, ein Geiger, der auf Dachfirsten tanze und dabei seine Lebensmelodie zu spielen versuche. Was sie vor dem Abstürzen bewahre, wird er gefragt. „Tradition!“, singt er, nichts als „Tradition!“ Für jeden Handgriff, jeden Schritt hätten sie eine Tradition. So wisse jeder, wer er sei und was Gott von ihm erwarte. Aber am Schluss wird die ganze Gemeinde vom Zaren in die Heimatlosigkeit vertrieben.

Was ich bis jetzt über das Zerbröseln der Glaubens-Heimat gesagt habe, gilt entsprechend – das spüren Sie sicher alle – genauso für das Zerbröseln unserer kulturellen, sozialen, gesellschaftlichen Heimat. Nichts ist mehr stabil und dauerhaft, weithin nicht einmal unsere engsten Beziehungen. Wir werden ins Boot getrieben.

Das macht Angst. Kein Wunder, dass deshalb in allen Lagern und auf allen Ebenen – religiös wie politisch - Fundamentalisten aufstehen und ihren Anhängern wieder Sicherheiten, Eindeutigkeiten, festen Boden unter den Füßen, zuverlässiges Daheimsein versprechen. Aber Jesus „trieb seine Jünger an, in ein Boot zu steigen... Er selbst aber stieg auf den Berg.“ Spannend! Fortsetzung folgt.

*

Jetzt sind wir also mit unserer Frage: „Wo bin ich zuhause?“ ganz schön ins Schwimmen gekommen, buchstäblich: ins unsicher schwankende Boot, in der Nacht, bei Gegenwind. Es wird Zeit, dass ich die Fortsetzung der Geschichte von Matthäus vorlesen, zunächst die erste Hälfte des zweiten Teils, Matthäus 14, Verse 25 und 26:

**In der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen;
er ging auf dem See.**

**Als ihn die Jünger über den See kommen sahen, erschrakten sie,
weil sie meinten, es sei ein Gespenst,
und sie schrien vor Angst.**

Die vierte Nachtwache ist die Zeit zwischen drei und sechs Uhr morgens, also kurz vor Anbruch der Dämmerung. Da kommt Jesus auf dem See zu ihnen, sozusagen auf den Füßen der Morgenröte, oder genauer: als die Morgenröte selbst. Das könnte ihnen dämmern, aber das tut es ganz und gar nicht, im Gegenteil: Sie erschrecken, halten ihn für ein Gespenst und schreien vor Angst. Als hätte ihnen die Angst nicht genügt, die Angst vor dem Untergehen nachts auf dem stürmischen See, jetzt auch das noch! Von wegen felsenfester Glaubenssicherheit!

Jesus kommt ganz anders, als man denkt, nicht eindeutig, nicht greifbar. Das wirft einen zunächst erst recht aus dem Gleichgewicht. Es setzt der Krise noch eins drauf. Aber dann geht es folgendermaßen weiter, Verse 27 bis 32:

Doch Jesus begann sie anzusprechen und sagte:

Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!

Darauf erwiderte ihm Petrus:

Herr, wenn du es bist, so befiehl, dass ich auf dem Wasser zu dir komme!

Jesus sagte: Komm!

Da stieg Petrus aus dem Boot und ging über das Wasser auf Jesus zu.

Als er aber sah, wie heftig der Wind war, bekam er Angst und begann unterzugehen.

Er schrie: Herr, rette mich!

Jesus streckte sofort die Hand aus, ergriff ihn und sagte zu ihm:

Du Kleingäubiger, warum hast du gezweifelt?

Und als sie ins Boot gestiegen waren, da legte sich der Wind.

In dieser Geschichte steckt die Antwort auf unsere Frage: „Wo bin ich zuhause?“

Es ist ein eigenartiges Zuhause. Auf dieser Art von Zuhause liegt in der jüdischen und der christlichen religiösen Erfahrung der Schwerpunkt.

Sie fängt mit Abraham an, der den Ruf hört, von seinem Zuhause in ein unbekanntes Land fortzuziehen. Sie reicht bis Jesus, der von sich sagte, er habe keinen Stein, auf den er sein Haupt legen könne, und der alle seine Jünger vom gewohnten, sicheren Daheim fortruft. Sie geht weiter mit unzähligen seiner Jüngerinnen und Jünger, die riefen: „Herr, wenn du es bist, so befiehl, dass ich auf dem Wasser zu dir komme!“ Die Bibel ist eine einzige Sammlung von Geschichten über Rufende, Aufgerufene, Berufene, Fortgerufene, Zusammengerufene.

In unserer mobilen Gesellschaft, in der wir wieder auf neue Weise zu Nomaden werden, wird es hilfreich sein, sich zu erinnern, dass das Judentum, das Christentum und auch der Islam als die Religion von Nomaden, Nichtsesshaften, angefangen haben. Alle drei betrachten den Nomaden Abraham als den Stammvater ihres Glaubens. Auch Abraham wanderte natürlich nicht immer, sondern kaufte Land und siedelte sich an. Aber seiner Lebendigkeit und Wachheit nach blieb er immer ein Nomade.

Doch zurück zu Petrus auf dem Wasser.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild: Im Morgengrauen, im Sturm auf der bewegten See, ein Mensch voller Angst. Er sieht ein Gespenst, nicht klar, nicht eindeutig, nicht greifbar, aber ihm kommt: „Das muss er sein!“ Da schreit er: „Herr, *wenn* du es bist!“ Keine Spur von absoluter Sicherheit – Glaube bleibt Risiko. Aber dieser impulsive Petrus, der sich gern überschätzt, der Jesus pathetisch Treue schwören kann, der später grandios versagen und aus Angst beschwören wird: „Ich kenne ihn nicht!“ – und dem ja auch gleich hier in dieser Geschichte wieder die Puste ausgeht -, dieser Petrus wagt den Sprung aus dem schwankenden Boot ins Daheimsein im Bodenlosen.

Damit Sie nicht glauben, ich hebe ab mit meiner Darstellung, muss ich das jetzt etwas einfacher erklären, dieses eindrucksvolle Bild. Aber zuerst noch einmal: Halten Sie es sich deutlich, anschaulich vor Augen: Da schreitet einer übers Wasser, und das einzige, was ihn hält, ist das *Du*, auf das er zugeht, und solange er dem in die Augen schaut, vollkommen weg von sich selbst, trägt ihn das Wasser. Im ersten Jahrtausend hat man in vielen Variationen auf zahllosen Bildern – nicht nur mit dieser Szene – diese religiöse, spirituelle Grundwahrheit dargestellt: Das Aug' in Auge von Gott und Mensch – beide mit riesigen Augen gemalt. Das trägt. Darin ist man endgültig daheim. „Da werden wir erkennen, wie auch wir erkannt werden“, schreibt Paulus (1 Kor 13,12).

Aber, wie gesagt, ich will nicht gleich abheben, sondern einfacher anfangen. Bei Martin Buber heißt es einmal auf die Frage „Wo ist Gott zuhause?“: „Gott ist da zuhause, wo man ihn einlässt.“ Ich möchte das abwandeln auf unsere Frage: „Wo bin ich zuhause?“ und antworten: „Ich bin da zuhause, wo ich mich einlasse.“ Merken Sie die raffinierte Korrektur in der Antwort? Die Frage „Wo?“ nach dem Ort, dem Milieu, der Struktur, den Verhältnissen, der Tradition und nach was immer sonstigen objektiven Gegebenheiten wird abgewandelt zur Frage nach dem „Wie?“ meiner inneren Einstellung, also nach meiner subjektiven Zuwendung: „Ich bin da zuhause, wo ich mich einlasse.“ Wo ich das *nicht* tue, wird mir die schönste Landschaft, die prächtigste Villa, die netteste Nachbarschaft nicht zur Heimat. Wie oft die Illusion scheitert, das *sei* die Heimat, da *sei* man endgültig angekommen, erleben wir immer wieder bei uns selbst und rund um uns herum. Wo ich vielleicht nichts von all dem habe, aber mich einlasse, kann ich dagegen Heimat finden.

Auf einer ganz elementaren Stufe habe ich das recht deutlich erfahren, als ich vor sechs Jahren ganz abgebrannt, allein und heimatlos in Stuttgart landete und deprimiert in einer winzigen Dach-Mietwohnung saß. Etwas in mir sagte, ich solle mich nicht hängen lassen, sondern mir etwas Gutes kochen, mein Zimmer schön herrichten, mir Blumen kaufen, Musik hören und derlei mehr. Ich habe es erfahren: Wenn man es fertig bringt, sich aus seiner Angst und seinem Selbstmitleid aufzuraffen und sich mit allen Sinnen auf seine Umgebung einzulassen – also bewusst schmeckt, hört, schaut -, dann ertastet man langsam wieder die Güte und Tragfähigkeit der Welt.

So habe ich es dann auch mit der Stadt gemacht. Ich bin Stunden lang darin herumgestreift und habe intensiv alles wahrgenommen. Was man wirklich wahrnimmt, erweist sich als wahr. Die alte Wurzel dieses Wortes „wahr“ bedeutet „zuverlässig, tragend“. Jetzt bin ich in Stuttgart zuhause. Ich könnte es auch anderswo wieder werden.

Auf einer höheren Stufe können Sie das noch intensiver erleben: Nämlich dann, wenn Sie einen *Menschen* „wahrnehmen“ und wenn der Funke überspringt. Augustinus hat diese Erfahrung auf die Formel gebracht: „Wer liebt, lebt da, wo er liebt, nicht da, wo er lebt.“ Du bist *da* zu Hause, wo du liebst. Mit einem Menschen, den du wirklich liebst, kannst du bis ans Ende der Welt fortziehen und bist dann *dort* zuhause. Davon singt im Musical „Anatevka“ Tevjes Tochter, die sich aufmacht, um zu dem Mann, den sie liebt, auszuwandern, „far from the home I love“, „weit fort von dem Heim, das ich liebe“, ins ferne Sibirien, das „frozen wasteland“, das eisige Ödland, „wanting home, wanting him – weil ich *heim* möchte, *ihn* möchte.“ Sie kommt als einzige des Dorfes heim. Alle anderen, die mit ihrer „sicheren“ Tradition dort bleiben, werden in die Heimatlosigkeit vertrieben.

Noch in seiner heutigen säkularisierten, trivialisierten Form ist dies *das* religiöse, spirituelle, menschliche Grundthema des abendländischen Menschen: Wie komme ich dort an, wo ich endlich geliebt werde (im Fernen Osten ist das etwas anders). Schalten Sie jeden beliebigen Rundfunksender ein: Drei Viertel aller Songs handeln in irgendeiner Weise von diesem unerschöpflichen Thema. Forscher hätten endlich „das Geheimnis der Liebe entdeckt“, titelte letzte Woche mit einer riesigen Schlagzeile die BILD-Zeitung.

Was den Petrus auf dem Wasser trägt, ist keine Struktur, sondern etwas Lebendiges: der Blick. In der christlichen spirituellen Überlieferung kommen dazu noch der Atem und das Wort. Blick, Atem, Wort: das ist es, was uns nicht nur über Wasser hält, sondern zum Gehen hilft, zum Leben, ja was uns ein Zuhause schenkt. Beim Blick, Atem, Wort handelt es sich um ein lebendiges Hin und Her und Aus und Ein - um nichts, das man fixieren, in Beton gießen kann.

„Atem“, lateinisch „spiritus“, steckt in dem, was heute viele suchen: Spiritualität. Seit Gott Adam den Atem einhauchte, sind wir Tempel von Gottes Atem, wie Paulus schrieb. Meistens wird das mit „Tempel von Gottes Geist“ übersetzt, aber das ist das gleiche. Gott atmet in uns. Wenn man das meditativ und betend zu erspüren sucht, kann einem schon das ein erstes Gefühl von Heimat schenken. Wenn man sich dann noch vom Wort Gottes regelmäßig ansprechen lässt und wenn man dazu noch mit offenen Augen durch die Welt geht, trägt einen das Wasser.

Sobald man dagegen mit dem Blick, dem Atem, dem Wort aussetzt, schnurrt man zusammen wie ein Luftballon, wird eng, kriegt Angst (die Begriffe „Enge“ und „Angst“ haben nicht zufällig die gleiche Sprachwurzel). Das gilt für alle unsere menschlichen Beziehungen. Das gilt auch für den Glauben. Dem Petrus ist das passiert. Das ist keine Schande. Sobald Petrus wieder einen Augenblick auf sich selber und den Wind schaute statt auf das Du, bekam er wieder Angst und der Boden sackte ihm unter den Füßen weg.

Jesus packte den Petrus und stieg mit ihm ins Boot zurück. Letztlich packen wir's nie ganz selbst, sondern müssen gepackt werden, von etwas Anderem, einem Anderen.

Da legte sich der Wind.

Sie blieben für einige Zeit im – relativ - sicheren Boot. Man kann nicht immer nur auf dem Wasser gehen. Wir brauchen Zeiten des Ausruhens im verlässlich Tragenden. Aber auch da bleiben der Blick, der Atem, das Wort unverzichtbar.

Der Weg mit Jesus ging weiter. Sie wissen, wohin.

Nachdem für Jesus alles überstanden war – Passion und Auferstehung - sagte er dem Petrus voraus: „Wenn du alt sein wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst“ (Joh 21,18).

Wir wissen nie alles. Wir werden immer wieder über die Grenzen hinausgeführt, mit denen wir eigentlich zufrieden wären und innerhalb derer wir gern endgültig sesshaft würden.

Aber unser wahres Zuhause ist im Nirgendwo und zugleich im Überall: dort, wo wir uns einlassen und eingelassen werden. Ich finde, das ist gar keine schlechte Ortsangabe für Menschen in einer zunehmend mobilen Welt. Sie verheißt ein spannendes Leben.